Biblioteca Digital Curt Nimuendaju
http://biblio.etnolinguistica.org

Nordenskiöld, Erland. 1905. Über Quichua sprechende Indianer an den Ostabhängen der Anden im Grenzgebiet zwischen Peru und Bolivia. *Globus* LXXXVIII, n. 7, p. 101-108.

Permalink: http://biblio.etnolinguistica.org/nordenskiold_1905_quichua

O material contido neste arquivo foi escaneado e disponibilizado online com o objetivo de tornar acessível uma obra de difícil acesso e de edição esgotada, não podendo ser modificado ou usado para fins comerciais. Seu único propósito é o uso individual para pesquisa e aprendizado.

Possíveis dúvidas ou objeções quanto ao uso e distribuição deste material podem ser dirigidas aos responsáveis pela Biblioteca Digital Curt Nimuendaju, no seguinte endereço:

http://biblio.etnolinguistica.org/index:contato

O presente trabalho, extraído de volume digitalizado pelo projeto Google Books, foi disponibilizado pela equipe da Biblioteca Digital Curt Nimuendaju em julho de 2010.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON **H. SINGER** UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. **RICHARD ANDREE.**

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVIII. Nr. 7. **BRAUNSCHWEIG.** **24. August 1905.**

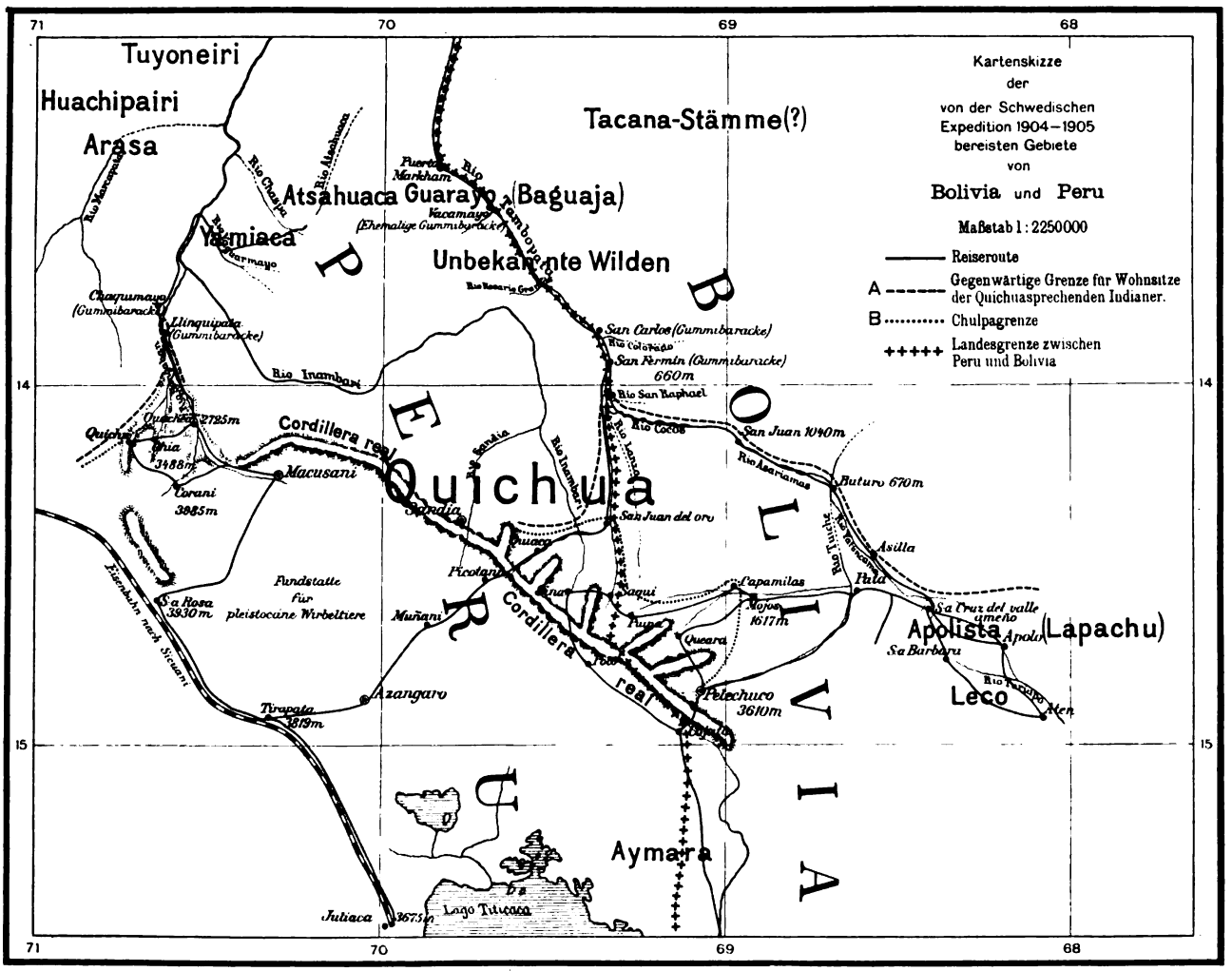
Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Über Quichua sprechende Indianer an den Ostabhängen der Anden im Grenzgebiet zwischen Peru und Bolivia.

Von Erland Nordenskiöld.

Mit einer Karte und zehn Abbildungen.

Östlich von Cuzco, und nicht weit davon, entspringt der Rio Madre de Dios, und im La Paz-Tale, in der Nähe von Tiahuanaco, bricht sich der Rio Beni durch die den mächtigen Rio Madeira. Der Rio Inambari und der Rio Tambopata (siehe die Karte) sind rechte Nebenflüsse des Rio Madre de Dios, der Rio Tuiche ein linker des



Cordillera real. Von den höchsten Schneegefilden der Anden kommend, suchen sie sich einen Weg nach den Urwäldern des Amazonenstromgebietes und bilden vereint Rio Beni. Wie eine gewaltige Mauer trennt die Cordillera real die große Hochebene, die Puna im Westen mit dem Lago Titicaca, von den Urwäldern im Osten.

Digitized by Google

Wir haben auch hier eine scharfe Völkergrenze. In den Gebirgstälern und auf der Hochebene wohnen Quichua und Aymara sprechende Völker, die, wie bekannt, früher Beweise einer hohen Zivilisation gegeben haben; in den Urwäldern östlich von den Anden lebt eine Menge kleiner, Pano, Tacana usw. sprechender Stämme.

Auf meinen Reisen 1904 bis 1905, als ich diese Gegenden in Begleitung von Dr. N. Holmgren besuchte, hatte ich Gelegenheit, über einige der zuletzt genannten Stämme, Yamiaca, Atsahuaca, Guarayo (Baguaja), sowie über östlich von den Anden an der Grenze der Urwälder, in den Grenzgebieten zwischen Peru und Bolivia an den genannten Flüssen Tuiche, Tambopata und Inambari lebende, Quichua sprechende Indianer Beobachtungen zu machen. Über diese letzteren will ich hier berichten. Was mich vor allem interessiert hat, ist die Ausbreitung der Quichua sprechenden Indianer in den Urwäldern [1]) und die ökonomischen Verhältnisse, unter denen sie leben.

In der beigegebenen Kartenskizze finden wir eine Linie *A*, die uns die jetzige Ausbreitung der Quichuasprache in diesem Teile des Ostabhanges der Anden zeigt. Verfolgen wir dagegen die Linie *B*, so erhalten wir die Grenze für die Ausbreitung von Grabhäusern Chulpas) ähnlich denen, wie man sie in den Gebirgsgegenden westlich der Cordillera real antrifft. Die Linie *A* geht wenig, die Linie *B* gar nicht in das eigentliche Urwaldgebiet hinein. Hier in unmittelbarer Nähe der alten Hochebenenkultur, sowie bis zu den von den ersten Spaniern eroberten Gegenden sind die Urwälder bis in die jüngste Zeit hinein im Besitze der Guarayo (Baguaja), Yamiaca, Atsahuaca, Tuyoneyri, Huachipairi und anderer „wilden" Stämme gewesen. Ja, bis auf den heutigen Tag wohnen hier Stämme, die noch nie in friedliche Berührung mit dem weißen Mann, noch weniger mit den Indianern der Gebirgstäler gekommen sind.

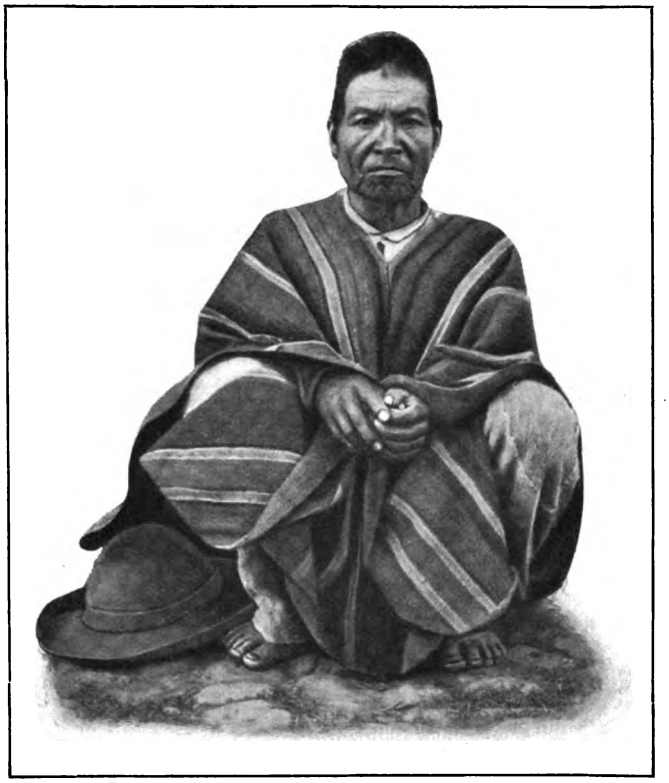


Abb. 1. **Apolista. Lapachu sprechender Indianer.**

In den Rio Tuiche- und Rio Turiapotälern haben wir Stämme, wie die Apolista (Lapachu), Tacana, Leco usw., die, obschon mit den Hochebenenindianern nicht verwandt, seit dem 16. Jahrhundert mit den Weißen und Quichua in Verbindung getreten sind und sich mit ihnen vermischt haben. Dagegen ist die Grenze zwischen diesen letzteren und den wilden Stämmen in den Tambopata- und Inambaritälern eine sehr scharfe. Dies findet seine ganz einfache Erklärung darin, daß es viel leichter gewesen ist, von den Gebirgen nach Apolo, Aten usw. zu dringen als in die Tambopata- und Inambaritäler. Schon in vorspanischer Zeit existierten freilich Verbindungen zwischen den wilden Stämmen und den zivilisierten im Tuichetale, denn man findet einzelne von der Hochebene oder den hohen Gebirgstälern herstammende Gegenstände in Gegenden, von denen wir wissen [2]), daß sie in

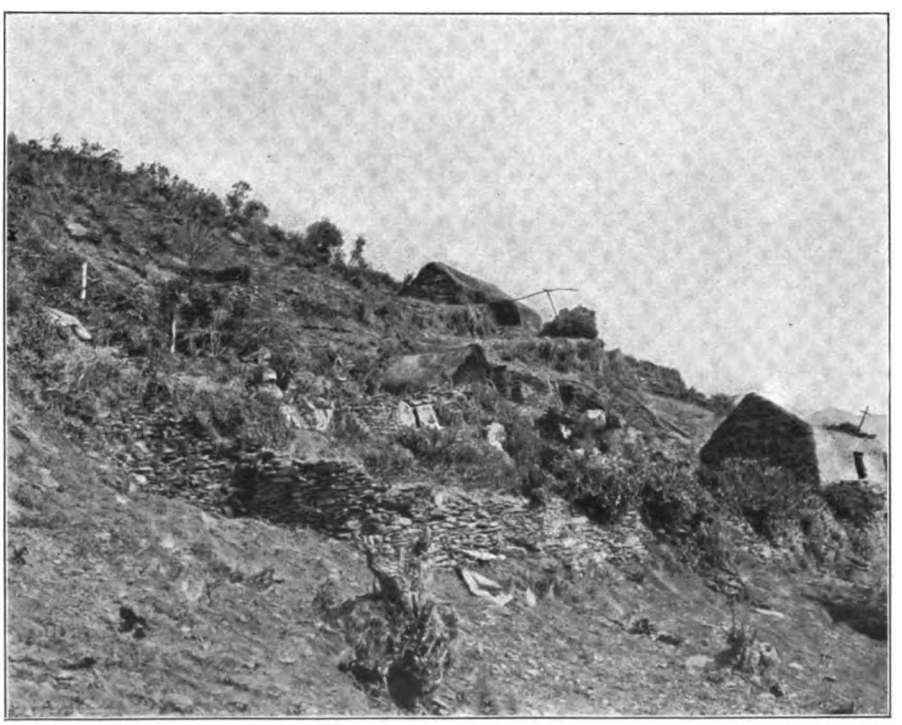


Abb. 2. **Terrassen mit indianischen Blumenkulturen im Quiacatal.**
Nach einer Photogr. von E. Nordenskiöld.

[1]) Dies steht damit im Zusammenhang, daß eine der Hauptaufgaben meiner Reise die Erforschung der früheren Grenze der Hochebenenkultur nach den Urwäldern zu war.

[2]) Armentia (das Buch ist anonym), Relacion Historica

Digitized by Google

der Zeit vor der Eroberung des Landes durch die Spanier von Lapachu (Lapa-Lapa) und Tacana sprechenden Stämmen bewohnt waren. Während der Blütezeit der Missionen im 16. und 17. Jahrhundert standen die wilden Stämme in lebhafterer Verbindung mit den Weißen als jetzt.

Das Quichua ist stets eine Sprache gewesen, die sich siegreich verbreitet hat; sogar die tapferen Indianerstämme, die das von Cuzco so weit entfernt liegende Calchaquigebiet bewohnten, haben diese Sprache eine Zeitlang gesprochen, und wir wissen auch, daß diese keine nahe Stammgemeinschaft mit den Cuzcoquichua hatten. Auch hier östlich der Anden hat das Quichua manche Eroberungen gemacht, und es macht solche noch weiter. In Apolo und Umgegend sprach man früher das jetzt durch das Quichua verdrängte Lapachu oder Lapa-Lapa. Nun ist es schwer, jemand zu finden, der diese in kurzem ausgestorbene Sprache gut sprechen kann[3]). (Abb. 1.) Im Aten- und Santa Barbaratale finden wir, daß die Leco- oder Rica-Ricasprache durch das Quichua ersetzt zu werden beginnt. Auch das Tacana muß dem Quichua weichen. Verheiratet sich ein Tacana sprechender Ixiamaindianer mit einem Quichuamädchen oder ein Quichua mit einem Ixiamamädchen, so sprechen die Kinder immer Quichua. Siedelt sich eine Ixiamafamilie zusammen mit Quichua sprechenden Indianern an, so spricht sie bald deren Sprache, wenigstens die Kinder. In San Fermin am Tambopata wohnte ein Tacanaindianer von Tumupasa, der als Knabe ein „Wilder" gewesen war. Seine kleine Tochter sprach Quichua, er selbst redete dieselbe Sprache mit seiner Frau, einer Tumupasatacana. Ich kann Beispiele anführen, daß Kinder eines Spanisch redenden Vaters und einer Quichua sprechenden Mutter nur Quichua sprechen. Der Coregidor in Pata, ein Weißer, wird für einen vermögenden Mann gehalten, seine Frau ist Quichua redend. Seine erwachsene Tochter sprach nur Quichua, ebenso seine jüngeren Knaben. Ähnliche Fälle habe ich vielfach gefunden.

Abb. 3. **Quichuaindianer, Quichutal.**

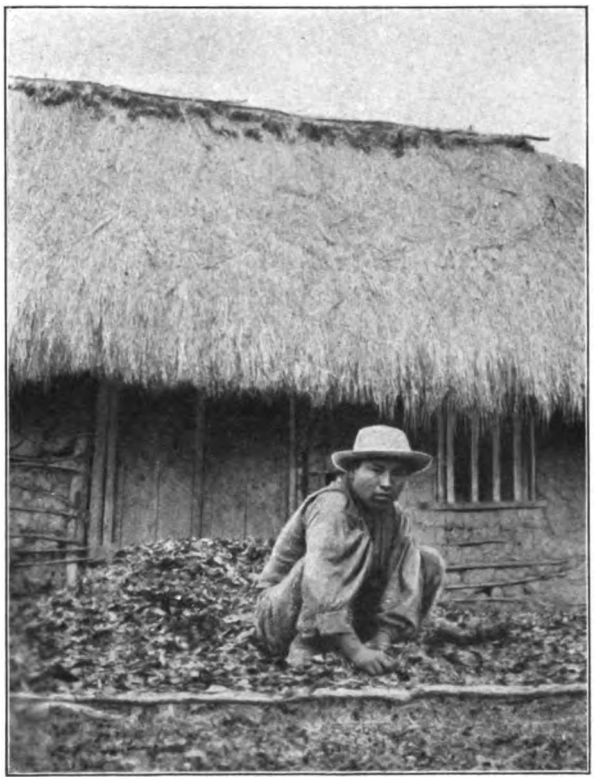


Abb. 4. **Indianer beim Trocknen von Cocablättern. Sta. Barbara.**
Nach einer Photogr. von E. Nordenskiöld.

Lesen wir die Schilderung des Bischofs Armentia über die Geschichte der Franziskanermissionare in diesen Gegenden, so finden wir, daß Pata, Santa Cruz del Valle ameño, Amantala u. a. im 16. Jahrhundert von Tacana und Lapachu sprechenden Stämmen bewohnt waren. Diese sind jetzt verschwunden, und ich mußte mit Spaten und Schaufel nach ihnen forschen. Sie sind zwar zum größten Teil ausgestorben, in etwas haben sie aber wohl zur Bildung der Quichua redenden Rasse, die jetzt hier wohnt, beigetragen. Wir sehen somit, daß die Quichuasprache sich auf Kosten des Lapachu, Rica-Rica usw. ausbreitet, ja sogar das Spanische verdrängt. Das Quichua macht seine Eroberungen an der Grenze der Urwälder.

Die Indianer in den höheren Gebirgstälern, Queara, Saqui, Sina, Ollachea usw., reden jetzt Quichua, jedoch sieht man in diesen Tälern so verschiedene Typen, daß die Stammgemeinschaft wahrscheinlich nicht sehr groß ist. Vielleicht könnte ein Studium der Ortsnamen in den verschiedenen Tälern Reste alter, ausgestorbener Sprachen ans Tageslicht fördern. Ein großer Teil Namen ist tatsächlich nicht Quichua. Wenn es richtig ist, daß nur von Aymara Chulpas gebaut wurden, so hätte diese Rasse hier, ebenso wie westlich der Anden, früher eine große Ausbreitung gehabt. Ein Studium meiner großen Kraniensammlung aus den verschiedenen Tälern kann vielleicht hierfür Belege bringen.

Recht viele Quichuafamilien der peruanischen Teile der Hochebene westlich von der Cordillera real ziehen östlich von dieser nach tropischeren Tälern. Armut ist die Triebfeder hierzu. Die peruanische Regierung sollte diese Emigration unterstützen. Ganz wenig Aymarakolonisten habe ich hier östlich von den Anden angesiedelt angetroffen. Sie verlieren bald ihre Sprache.

Nachdem ich zunächst mitgeteilt habe, was wir über die Zusammensetzung der hier wohnenden Quichua sprechenden Bevölkerung wissen, gehe ich zur Schilderung ihrer Lebensverhältnisse über. Natürlich sind diese in den höheren und niedrigeren Gebirgstälern außerordentlich verschieden.

In der Puna leben die Indianer außer von Ackerbau auch von der Viehzucht. In den sich gleich westlich von der höchsten Kette der Anden ausdehnenden Ebenen, z. B. in Cojata, Poto, Picotani und Macusani, haben wir eine seßhafte, ausschließlich der Viehzucht lebende Bevölkerung. In den Gebirgstälern östlich der Anden,

de las misiones Franciscanas de Apolobamba usw. La Paz 1903. — Relacion y Descripcion de las misiones de infieles. Vulgarmente Uamados de Apolobamba, herausgegeben von M. V. Ballivian. La Paz 1898.

[3]) Es ist mir mit Schwierigkeiten gelungen, einige Worte und Redensarten zu sammeln.

Digitized by Google

in den Pelechuco-, Macara-, Queara-, Puina-, Saqui-, Sina-, Quiaca-, Ollachea-, Corani-, Chia- und Quichutälern usw., besitzen die Indianer, die auch Landbebauer sind, in den Gebirgen weidende Viehherden. Sie haben dort Alpakas, Llamas, Schafe, kleine ponyartige Pferde, Esel, Maultiere und Kühe. In den Missionszeiten waren, nach Armentia, auch die Grasebenen bei Mojos, Santa Cruz, Pata und Apolo reich an Rindvieh, und wir finden, daß die Linie *A*, die auf der Karte die Ausbreitung des Quichua angibt, nur ganz ausnahmsweise in Gegenden hineingeht, in denen Viehzucht nicht mit Vorteil zu treiben ist. In den niedrigeren tropischen Tälern gibt es jedoch jetzt keine wirkliche Viehzucht. Haustiere, die wir hier sowohl in den Gebirgstälern als im Urwaldgebiet treffen, sind Schweine, Hunde, Katzen, Hühner, Enten und Marschweine.

Die Linie *B*, die die Ausbreitung der Chulpas zeigt, geht kaum weiter als dahin, wo man überall Llamas gehabt haben kann. Daß die Gebirgsindianer Viehzüchter gewesen sind und es noch sind, ist eine der wichtigsten Ursachen, warum sie sich nicht schon vor langer Zeit in die Urwälder hinein ausgebreitet haben.

Für die Indianer in den höheren Gebirgstälern hat die Wolle vom Schaf, Llama und Alpaka eine große ökonomische Bedeutung. Das Alpaka, das die kostbarste Wolle liefert, lebt nur in den höchsten Gebirgsgegenden. Der Wert der Wolle wie der Tiere schwankt in den verschiedenen Gegenden bedeutend [4]). In Corani berechnete man 100 Pfund Alpakawolle mit ungefähr 75 Mark Wert. Ein dreijähriges Alpaka gibt etwa 6 Pfund Wolle. 100 Pfund Schafwolle wurden zu etwa 24 Mark berechnet. Ein Schaf ist nicht viel mehr wert als 1 Mark. Ein Alpaka ist etwa 4 Mark wert, ein Llama ungefähr ebensoviel. Die Wolle vom Llama wird im allgemeinen nicht verkauft, sondern von den Indianern selbst verwendet. Das Llama hat dagegen als Lasttier Wert.

Natürlich ist die Viehmenge, die ein Indianer hat, höchst verschieden. Der reichste Indianer in Corani besitzt etwa 1000 Alpakas, der reichste Indianer in Ollachea etwa 500 Stück Hornvieh. Die meisten Indianer sind dagegen arm. Die Haustiere, wenigstens die Schafe und die Pferde, sind von sehr degenerierter Rasse, welche die Indianer gar nicht zu verbessern versuchen.

Die Viehzucht gibt den Indianern natürlich Fleisch; bei ihrer großen Sparsamkeit schlachten sie jedoch die geringstmögliche Anzahl Tiere und genießen Fleischnahrung ziemlich wenig. Sie hegen sicher gewissermaßen Widerwillen, ihre eigenen Tiere zu töten.

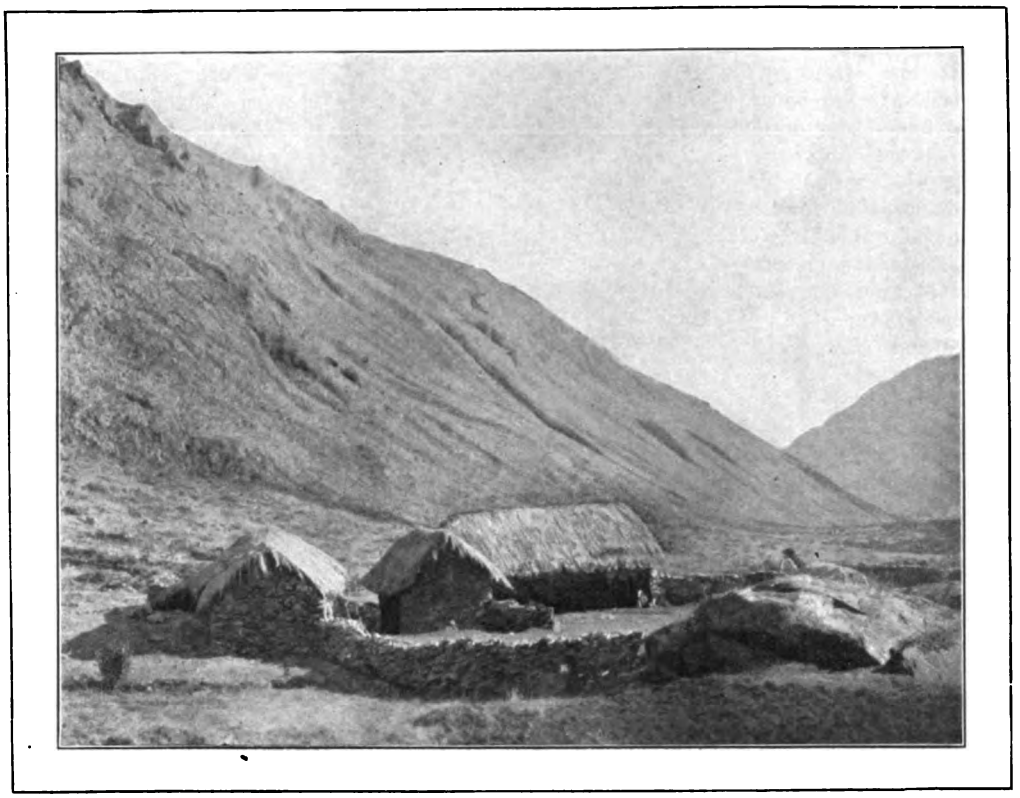


Abb. 5. **Indianerhütte im Saquital.**
Nach einer Photogr. von E. Nordenskiöld.

Nach dem Innern, wo keine oder nur ganz unbedeutende Viehzucht herrscht, wird getrocknetes Schaffleisch, sog. Chalona, gebracht, und man berechnet, daß ein Schaf ungefähr einen Monat für eine Person reichen soll; manchmal muß es aber sicher ebensolange für eine ganze Familie reichen. Da ihre sonstige Nahrung im Innern aus Vegetabilien besteht, so hat man sie dort beinahe als Vegetarianer zu betrachten.

Aus Schaf- und Llamawolle bereiten die Indianer in den Gebirgstälern ihre Kleider; zu deren Beschaffung haben sie also keine anderen Ausgaben, als daß sie nur die notwendigen Farbstoffe kaufen. Die Frauen weben. Auf den Hochebenen sind wir an Gewebe mit schönen und eigentümlichen Mustern gewöhnt, worin Vögel, Llamas und Vizcachas eine große Rolle spielen. Östlich der Anden sind derartige Gewebe seltener. Die Mützen bieten jedoch ein gewisses Interesse, da die Ohrenklappen in den verschiedensten Gegenden mit verschiedenen

[4]) Die hier angegebenen Preise, Tagelöhne usw. wechseln sehr in verschiedenen Gegenden. Auch im peruanischen Gebiet wird im Allgemeinen mit bolivianischer Silbermünze bezahlt. Hier habe ich ein Boliviano zu 1,60 M. berechnet, aber der Kurs wechselt sehr stark.

Digitized by Google

Mustern versehen sind. Im Quearatale sieht man Abbildungen von Llamas, im Puinatale Kreise, im Quiacatale Pflanzenornamente, in Corani Menschen und Vögel. Viele dieser Mützen werden nunmehr von Cholas (Halbindianerinnen) gestrickt, die die indianischen Muster imitieren.

Die Pflanzenornamente hängen mit der Leidenschaft der Indianer für Blumen zusammen. In manchen Tälern, z. B. im Quiacatal, schmücken sich Männer und Frauen stets mit Blumen und haben wirkliche Gärten mit Pelargonien, Tulpen, Chrysanthemum usw. (Abb. 2.) Im Coranitale schmücken sie sich mit wilden Blumen.

In den Gebirgstälern sieht man manche anderen Eigentümlichkeiten in der Kleidertracht, die wir oft in Reisebeschreibungen von der Hochebene wiederfinden. Ein Indianer von dem weitab gelegenen Quichutal erscheint in Abb. 3. In den tropischen Teilen kleiden sich die Indianer wie die Weißen.

Indianer, die nicht Viehzucht treiben, Mojos, Apolo usw., kaufen ihre Kleider von den Gebirgen. Dort treffen wir nur ein Gewebe eigener Fabrikation an, die sog. Maris aus Baumwolle. Sie haben eigentümliche, durch die Gewebe der Gebirgsindianer beeinflußte Muster.

Das Vieh ist natürlich dem Indianer auch in vielen anderen Beziehungen von großem Nutzen. In manchen Tälern wendet er, um nur noch eins zu nennen, den Dünger als Feuerung an.

In jedem Indianerdorf trifft man einige Weiße oder Halbweiße an, die dort ein mehr oder weniger parasitierendes Leben führen. Sie haben den Wollhandel an sich gerissen und betrügen die Indianer so gut wie sie können. Gewöhnlich bezahlen sie ihnen ihre Wolle im Vorschuß. Besonders geschieht dies dadurch, daß sie ihnen den so sehr begehrten Branntwein auf Kredit geben. Etwas Gewöhnliches ist es, daß sie deren Pferde als Lasttiere nehmen, ohne den vollen Wert ihrer Arbeit zu ersetzen, ja, zuweilen, ohne überhaupt etwas zu bezahlen. Ich will nur ein Beispiel anführen. In Quiaca hatte ich verschiedene Kisten mit Sammlungen bei einem weißen Mann, „dem Friedensrichter", gelassen und ihm außerdem die Miete für Lasttiere bis zu einer Eisenbahnstation ausgehändigt. Nach vielen Scherereien kamen diese Kisten wirklich an, aber die Indianer, die sie brachten, hatten weder für die Tiere noch für ihre eigene Arbeit auch nur einen Centavo erhalten. Unzählige andere Übergriffe der Weißen könnte ich anführen; ein einziges Beispiel möge aber genügen: wenn die Weißen in Ollachea Fleisch brauchen, stehlen sie ganz einfach den Indianern ein Tier.

Die Viehzucht könnte hier zum Wohlstand beitragen, wenn die Indianer gegen die Übergriffe der weißen Aussauger geschützt würden.

Außer der Viehzucht ist in den höheren Gebirgstälern der Landbau die wichtigste Erwerbsquelle der Indianer. In den niedrigeren Tälern, wo so gut wie gar keine Viehzucht getrieben wird, leben die Indianer beinahe ausschließlich von den Früchten ihrer Ländereien. Daß hier am Ostabhange der Anden, wo wir alle möglichen Klimate antreffen, auch alles mögliche gebaut wird, ist natürlich. Die Gewächse, die in den höheren und in den niedrigeren Tälern angebaut werden, sind höchst verschieden. In Corani, das (nach Raimondi) 3985 m über dem Meere liegt, werden Kartoffeln in verschiedenen Varietäten, Oka (Oxalis tuberosa), Pferdebohnen, Quinua (Chenopodium quinua), Cañagua (Chenopodium sp.), Papa lisa (Ullucos tuberosus) und Roggen gebaut; im Quearatal, 3460 m über dem Meere, außer den genannten Gewächsen Mais und einige Gartengewächse; in Mojos, 1617 m über dem Meere, Bananen, Kaffee, Zuckerrohr, Yuca, Reis, Mani, Racacha (Arracacha esculenta), Hualusa (Colocasia esculenta), Apfelsinen, Zitronen, Mais, Aji, Tomaten, Coca (Abb. 5), Camotes, Baumwolle usw. Jeder Indianer baut natürlich nicht alle diese Gewächse. Die unentbehrlichen sind Bananen, Kaffee, Zuckerrohr, Yuca, Coca, Reis und Mais.

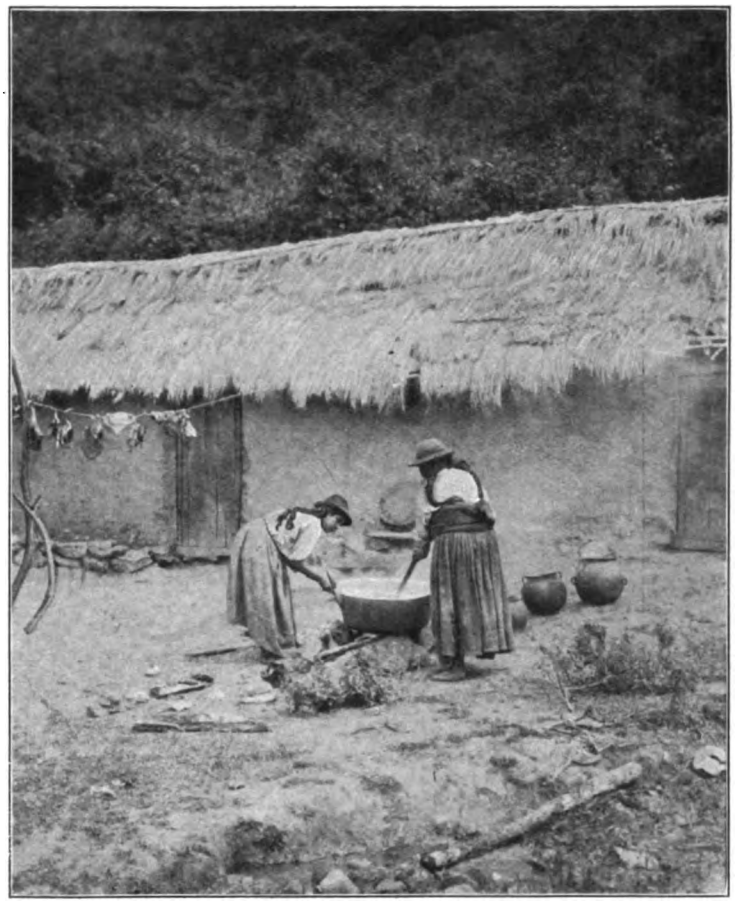


Abb. 6. **Zubereitung von Chicha in Mojos.**
Nach einer Photogr. von N. Holmgren.

In vielen Fällen haben die Indianer, die die höheren Gebirgsgegenden bewohnen, nicht nur dort ihre Äcker, sondern auch weiter hinein, an der Grenze des großen Urwaldgebietes. So haben die Indianer in Chia, wo nur Kartoffeln, Oka, Quinua, Cañagua, Pferdebohnen und Roggen gebaut werden, Äcker in der Nähe des Rio Sangavan, wo sie Coca, Mais usw. bauen. Die Indianer in dem hochliegenden Gebirgstale Puina bauen Kaffee, Mais, Coca, Apfelsinen usw. bei Capamitas unweit von Mojos usw.

Die Äcker werden sehr primitiv bearbeitet. Die meisten Geräte, obschon jetzt aus Eisen, haben seit der vorspanischen Zeit ihre Form nicht geändert[5]). Gedüngt wird selten. Abwechselnde Bebauung der Ländereien kommt dagegen überall vor. So baut man z. B. im

[5]) Hierüber werde ich Näheres berichten, wenn ich meine Abhandlung über meine archäologischen Grabungen in den hier erwähnten Gegenden fertig habe.

Digitized by Google

Quearatale 1 Jahr Kartoffeln, dann 2 bis 3 Jahre Roggen, hierauf liegt der Boden 5 bis 6 Jahre brach. In dem tropischen Mojostale wird 2 Jahre lang Mais gebaut, dann ruht der Boden 3 Jahre. In Corani wird der Boden 2 Jahre bebaut und ruht dann 6 Jahre. In den höheren Gebirgstälern liegen die Äcker oft in zierlichen, vor langer Zeit gebauten Terrassen, weiter hinein hat man eine Lichtung im Walde oder auch Bambusgebüsch urbar gemacht. Jetzt ist diese Urbarmachung eine viel leichtere Arbeit. Früher, als man nur Bronze- oder gar nur Steingeräte hatte, war dies schwerer. Wie der Urwald den viehzüchtenden Indianer am Vordringen gehindert hat, so hat er wohl auch den ackerbautreibenden von den Gebirgen abgehalten. Zu den Schwierigkeiten des Ausrodens kam noch die Verschiedenheit des Saatwechsels u. dgl.

Die Indianer erwerben ihren Lebensunterhalt außer durch Viehzucht sowie Ackerbau durch Tagelöhnerdienst. Hierauf werde ich später zurückkommen. Unter den kleinen Nebengewerben ist das Goldwaschen erwähnenswert. Dieses wird besonders in den Flußtälern des Tambopata und Inambari betrieben[6]). Die Indianer scheinen auf diese Weise 0,80 bis 1,60 M. täglich durchschnittlich zu verdienen. Das Waschen geschieht ganz primitiv mittels eines Holzgefäßes (Batea). Diese Arbeit ist oft mit großen Entbehrungen verbunden, und wenn die Leute tiefer in den Urwäldern Gold suchen, setzen sie sich der Gefahr aus (jetzt weniger als früher), von wilden Indianern, vor denen sie gewaltige Furcht haben, überfallen zu werden. Diese große Furcht, die die Indianer der Gebirgstäler immer vor den „Chunchos", den wilden Indianern, gehabt haben, hat sicher auch viel dazu beigetragen, daß sie nicht weit in die Urwälder eingedrungen sind. Jagd und Fischfang ist ausschließlich tief im Urwalde von Bedeutung.

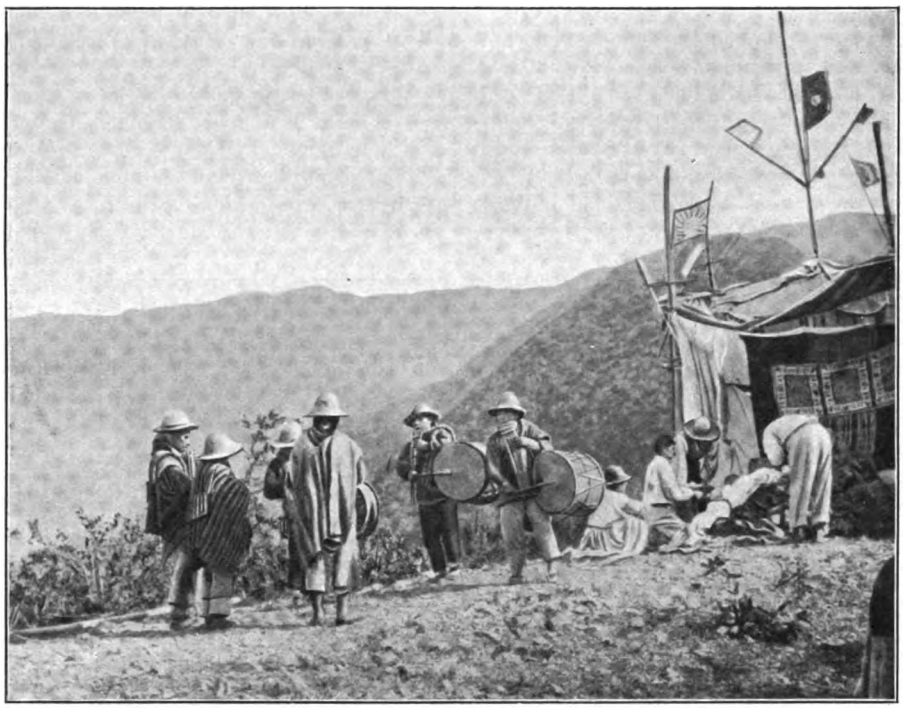


Abb. 7. **Zu Ehren des heiligen Kreuzes tanzende Indianer in Mojos.**
Nach einer Photogr. von N. Holmgren.

Abb. 10. **Indianische Tänzer mit Federschmuck in Sonnenform. Pelechuco.**
Nach einer Photogr. von E. Nordenskiöld.

In den Gebirgstälern gibt die Viehzucht den Indianern Fleisch und Kleider und der Ackerbau die nötigen Vegetabilien. Was sie darüber hinaus brauchen, ist nicht viel. Das Wichtigste ist Branntwein. Das Cocakauen ist das zweite Laster dieser Indianer. Alle kauen sie Coca, Männer wie Frauen. Manche in den höheren Gebirgstälern wohnende Indianer bauen, wie erwähnt, ihren Coca selbst, indem sie in der Nähe des Urwaldgebietes Äcker anlegen. Die meisten kaufen ihn jedoch aus dem Innern. Das Cocakauen bedeutet für den Indianer eine große Ausgabe, denn sie kann auf durchschnittlich bis zu 8 Pfennig täglich pro Person berechnet werden. Niemals aber habe ich gesehen, daß die Indianer dem Hasardspiele frönen.

[6]) In den Urwäldern zwischen Rio Tambopata und Rio Inambari hat eine nordamerikanische Gesellschaft eine sehr reiche Goldmine, die ich jedoch leider nicht besucht habe.

Digitized by Google

Das Hausgerät eines Indianers besteht mit Ausnahme von wenigen Gegenständen, die er sich in den Kaufläden von den Weißen gekauft hat, zum größten Teil aus irdenen Tellern und Töpfen. Diese verfertigt er nicht selbst, sondern bezieht sie von Charassani, Putina und Pucara, wo die Töpferei von den Indianern in großem Maßstabe betrieben wird. Diese Töpfe sind sehr billig; für ein paar Realen (also weniger als ein Rausch ihnen kostet) bekommen sie alles, was sie für ein Jahr brauchen. Oft bezahlen sie die Töpfe ganz einfach mit Kartoffeln u. dgl. Die Messingnadeln (Topos), die die Indianerinnen zum Befestigen des Schals anwenden, kommen von Coro-Coro. Hierzu gesellt sich eine kleine Anzahl Artikel von geringer Bedeutung, wie Arzneien und Chacco — eine Erde, die, in Wasser aufgelöst, zusammen mit neuen Kartoffeln gegessen wird.

Die Hütten sind natürlich dem Klima, in dem sie leben, angepaßt. In den kalten Gebirgen wohnen die Indianer in einer gut verschlossenen Steinhütte (Abb. 5), im Urwalde in einer luftigen, manchmal mit Erde bekleideten Bambushütte. In beinahe allen Tälern gibt es, wo die Kirche liegt, ein Dorf.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß die Indianer in den Gebirgsgegenden leben und sich kleiden können, ohne mehr als einige Kleinigkeiten von außerhalb zu kaufen. Der Überschuß, den sie durch ihre Arbeit erhalten können, wird zur Befriedigung der Laster Branntweintrinken und Cocakauen und um prunkende Tanzkleider einzukaufen verwendet.

Abb. 8. **Mond und Sonne aus Papier zum Fest des heiligen Kreuzes.**

Weiter im Innern sind die Verhältnisse andere. Dort müssen die Indianer auch Kleider und Fleisch von außerhalb kaufen. Sie haben dagegen zum größeren Teile selbst Cocabau und können ihren Rausch billiger bekommen, was von großer Bedeutung ist. Dem Zuckerrohr gewinnen sie nämlich eine Art unaussprechlich widerlichen Rum (cañaso) ab, der sehr berauschend ist. Ein Cañasorausch kostet einem Indianer in Apolo, wo es sehr billig ist, sich vollständig zu betrinken, je nach seiner Widerstandskraft 32 bis 64 Pf. Da der reine Alkohol, der oft 90 Proz. stark getrunken wird, schneller berauscht, wird er in großen Mengen nach dem Innern transportiert. Je tiefer man nach dem Innern kommt, um so teurer ist er. In Ollachea kostet er ungefähr 2,25 M., in San Juan del Oro ungefähr 3,20 M. der Liter. Man erhält einen guten Begriff von der Bedeutung des Alkohols in diesen Gegenden, wenn man die Kirchen besucht. Dort ist immer der Fußboden und der Altar aus Holz von zerschlagenen Spirituskisten hergestellt. Es ist nichts Ungewöhnliches, hinter dem Rücken des Heiligen zu lesen „40 grados“ (40 grädiger Spiritus). Chicha von Mais wird auch hier furchtbar viel getrunken (Abb. 6).

Von den Gebirgen exportieren die Indianer nach außerhalb Wolle und bei guten Jahren etwas Kartoffeln (chuño = gefrorene Kartoffeln) und Mais. Sie verkaufen an die tiefer im Innern Wohnenden Zeug, Chalona (getrocknetes Schaffleisch) und Chuño. Der wichtigste Exportartikel des Innern ist Coca. Außerdem werden auch Kaffee und Chancaca (eine Art Rohzucker) und manchmal Mais, Reis und getrocknete Bananen exportiert. Ein wichtiger Exportartikel ist das ganz tief aus dem Innern kommende Gummi, aber dieses Geschäft liegt ausschließlich in den Händen der Weißen. Der Export von Chinarinde ist heute nicht groß.

Die weiten, schlechten Wege erschweren natürlich allen Export in hohem Grade und gestatten im allgemeinen keine Ausfuhr von Tropenprodukten nach den Gebirgen und der Hochebene. Damit die Ostabhänge der Anden und die Urwälder, so reich sie auch sind, eine ökonomische Zukunft haben, bedarf es guter Wege.

Einige Indianer besitzen das Land, das sie bebauen; so gehört einem einzigen Indianer das ganze fruchtbare Puinatal. Die meisten Indianer leben in Comunidades. Jedes Jahr erhält jede Familie ein gewisses Gebiet vom Staatslande zugeteilt, wo sie säen und ihre Tiere weiden kann. Dafür bezahlen sie Steuern. Im allgemeinen hat jede Familie durch Tradition von Jahr zu Jahr dasselbe Land. Der Gouverneur im Distrikt verteilt das Land. In den Urwaldgegenden haben die Indianer steuerfreie Kolonien auf dem Staate gehörigen Boden. Die Comunidadinstitution ist gut, denn wo die Indianer selbst Land besitzen, geht es leicht in die Hände der Weißen über, und sie selbst kommen an den Bettelstab. Die Weißen eignen sich nämlich hier zuweilen auf schamlose Weise das Land eines Indianers an. Wer solches besitzt, erhält Geld geliehen oder Spiritus auf Kredit. Dafür werden hohe Zinsen gerechnet, und im geeigneten Augenblick, wenn der Indianer z. B. Mißernte gehabt hat, wird die Rechnung zur Bezahlung vorgelegt, und die Indianer müssen oft für ein Spottgeld alles, was sie besitzen, hingeben und dürfen im besten Falle als Hörige auf dem Lande wohnen bleiben, das sie früher besessen haben. Daß manches Land durch ehrlichen Kauf in die Hände der Weißen übergeht, kommt natürlich auch vor.

Viele Indianer arbeiten teils für die Behörden, teils für Privatpersonen, die hier irgend ein Unternehmen haben, als Tagelöhner und können auf diese Weise täglich ungefähr 32 Pf. bis 1,60 M. verdienen. Im Urwaldgebiet werden die Indianer immer mehr bezahlt als in den Gebirgstälern. Hiergegen wäre nichts einzuwenden, wenn nicht so viele Übergriffe damit verbunden wären.

Die Indianer wählen jedes Jahr in einem Distrikt eine bestimmte Anzahl unter sich, die ohne Ersatz zur

Biblioteca Digital Curt Nimuendaju
http://biblio.etnolinguistica.org
Digitized by Google

Verfügung des Gouverneurs oder Unterpräfekten steht. Außerdem können diese Behörden jeden beliebigen Indianer zur Arbeit für den Staat heranziehen, wofür jener Entschädigung erhalten soll. Dieses Geld fließt aber gewöhnlich zum größten Teile in die Hände der Beamten. So sind Hunderte von Trägern gezwungen worden, nach Puerto Markham am Rio Tambopata zu gehen, und, obschon die peruanische Regierung reichlich Geld zu ihrer Ausbezahlung gewährt hat, ist eine Menge von ihnen vor Hunger umgekommen. Das Geld ist den Indianern niemals richtig ausgezahlt worden. Nach Yaguarmayo werden auch für Rechnung von Privatpersonen Massen von Indianern mit Gewalt als Träger gesandt, obschon mindestens 25 Proz. von denen, die dorthin gehen, an Fieber sterben. Die höheren Behörden, die jetzt ein warmes Interesse für die Zukunft Perus beseelt, sollten hier ernst eingreifen, vor allem deswegen, weil ein derartiges verschwenderisches Umgehen mit Arbeitskräften eine außerordentlich schlechte Nationalwirtschaft ist.

Eine Menge Indianer wird hier zum Gummiabzapfen verwendet. Ist man eine Zeitlang in einer Gummifaktorei gewesen, so wird man bald inne, daß diese Indianer, die „Picadores", beinahe sämtlich bei ihrem Herrn in Schuld stehen, einige für mehrere hundert, andere bis zu tausend Bolivianos. Ein Picador verdient in den trockenen Monaten etwa 50 M. im Monat, die sehr Tüchtigen

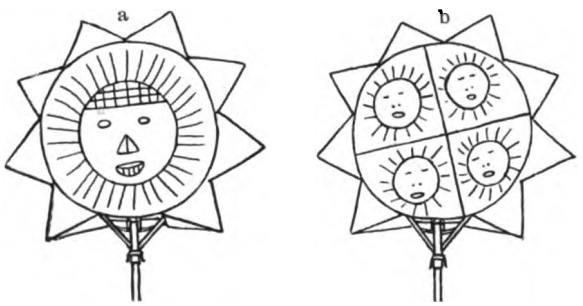


Abb. 9. **Sonne aus Papier.**
a Vorder-, b Hintere Ansicht.

und Fleißigen mehr als doppelt so viel. Dieser Verdienst schmilzt aber bald dahin, da tief in den Urwäldern, wo das Gummiabzapfen vor sich geht, alle Lebensmittel außerordentlich teuer sind, und die Picadores an Regentagen nichts verdienen können. Die hohen Preise der Lebensmittel und die verlorene Arbeitszeit reichen indessen nicht zu einer Erklärung dafür aus, daß die Indianer ihrem Herrn so große Beträge schuldig sein können. Die Schulden hat der Indianer teilweise schon, wenn er nach der Gummifaktorei kommt; denn will ein Herr Indianer haben, so sendet er einen seiner Angestellten zu einem großen Indianerfest, wo geradezu wild getrunken wird, und dieser borgt ihnen Geld. Der betrunkene Indianer borgt und borgt, und dann sitzt er fest; er kann seine verzinsbare Schuld nicht bezahlen, sondern muß als Arbeiter nach der Gummifaktorei gehen. Er ist faktisch ein Sklave geworden, der auf Jahre hinaus seine Freiheit verloren hat. Wird er flüchtig, so wird er bald wieder festgenommen, und wehe ihm dann; denn mißhandelt wird er gründlich. Will man sich einen sehr guten Profit machen, so richte man auf der Gummifaktorei eine Cañasobrennerei ein und bezahle in Cañaso, und die Indianer kommen wie Fliegen nach dem Zucker.

Die Ursache aller dieser Mißverhältnisse ist denn auch die Begierde der Indianer nach Branntwein, den sie mit allzu großer Leichtigkeit erhalten können.

Die Trunksucht steht hier im allgemeinen mit den religiösen Feierlichkeiten im Zusammenhang, und diese sind unzählig. Einige von ihnen habe ich gesehen, so die Fiesta de la Cruz, de San Juan u. a. m. Mit Tanz, Musik, Branntwein und Chicha werden Christus, Maria und die Heiligen gefeiert. Ihre kleinen Ersparnisse geben die Indianer für prunkende Tanzkleider und vor allem für Branntwein aus. Auf ihre Tänze, Musikinstrumente (Abb. 7) und eigentümlichen Gebräuche bei diesen Festen näher einzugehen, habe ich hier nicht Gelegenheit; nur so viel will ich sagen, daß der christliche Gott mit rein heidnischen Bräuchen gefeiert wird. In Abb. 8 u. 9 habe ich einen Mond und eine Sonne aus Papier abgebildet. Diese sollen am Fest des Kreuzes als Papierlaternen nachts nach dem Kreuze getragen werden, die Sonne von einem Manne und der Mond von einer Frau. In den Hütten werden zu diesem Feste zwei Kreuze mit Blumen geschmückt, das eine ist männlich, das andere weiblich. Betrachten wir die Tänze (Abb. 10), so sehen wir, daß die Indianer, wenn sie zu Ehren der Heiligen tanzen, Sonnen auf ihren Köpfen tragen. Nur die Männer tanzen.

Im Zusammenhange mit Festen und Branntwein muß man wohl auch von Krankheiten reden; denn fragt man einen Indianer, wann er erkrankt ist, antwortet er gewöhnlich: Nach dieser oder jener „Fiesta". In den tropischen Teilen sieht man viel mehr Krankheit und Elend als oben in den Gebirgen. Das Klimafieber herrscht hier nur in wenigen von Quichua redenden Indianern bewohnten Tälern, z. B. dem Piliapo- und Amantalatal. Tiefer in den Urwäldern ist lokal viel Fieber, so ist z. B. Yaguarmayo, wo die Yamiacaindianer wohnen, äußerst ungesund. Die Furcht vor Fieber war sicher eine der Hauptursachen, weshalb die Gebirgsindianer nicht in die Urwälder eingedrungen sind. Geschlechtskrankheiten sind sehr gewöhnlich, sowohl Gonorrhöe wie Syphilis, jedoch bedeutend mehr unter den Weißen als unter den Indianern. Bei diesen letzteren herrscht nämlich ein bedeutend besserer sittlicher Zustand als bei den ersteren. Kinder sterben in großer Menge im Säuglingsalter. Von den übrigen hier vorkommenden Krankheiten kann ich Espundia nennen, eine schreckliche Krankheit, von der die Gummiarbeiter oft heimgesucht werden; es würde mich jedoch zu weit führen, hier näher auf die Krankheiten einzugehen. In einem besonderen Aufsatz werde ich mit Hilfe eines Fachmannes alles, was ich über die eigenen Arzneien der Indianer beobachtet habe, behandeln. Hier will ich nur erwähnen, daß sie von Hygiene keine Ahnung haben. Wunden behandeln sie oft mit Urin und Salz, ja sogar mit Kot. Die Indianer der tropischen Täler sind viel reinlicher als die der Gebirge.

Ich habe zwar keinen großen Teil des Gebietes der Quichua-Indianer östlich der Anden besucht, die Verhältnisse in den übrigen Teilen sind jedoch wohl ziemlich gleichartig. Was für mich von Interesse gewesen ist, war, ihre Ausbreitung nach den Urwäldern hin und die Bedingungen dafür, sowie die Verhältnisse, unter denen sie leben, kennen zu lernen. Diese letzteren könnten bedeutend verbessert werden, wenn sie gegen die Unterdrückungen der Weißen geschützt und Maßregeln gegen den verheerenden Mißbrauch des Alkohols getroffen würden.

Durch Schutz und sittliche Hebung der im Grunde sparsamen, nicht unintelligenten und arbeitsamen indianischen Rasse, die hier wohnt, würden Peru und Bolivia die natürlichen Reichtümer der Ostabhänge der Anden sich leichter nutzbar machen können. Durch Hebung der wenigen an der Urwaldgrenze wohnenden und der vielen im Gebirge und in der Hochebene lebenden Indianer würde auf den Anden Wohlstand erblühen.

Digitized by Google